

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 237.

Dienstag, 11. Oktober

1927.

(A. Fortsetzung.)

### Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

#### Europäisches.

Nas ist dreimal geschieden, das gehört sich so für einen Küstenmalayen, der auf sich hält. Wo unter der Sonne dieser Insel seine verflochtenen Gattinnen schwere Palmbastkörbe voll Durianfrucht oder süßend empfohlene Limonaden schleppen, ist ihm unbewußt. Ebenjowenig ahnt er, in welchem Kampoeng seine von Reischlamm geschwärzten Kinder sich balgen. Wenn er sich auch dreimal beim Kadi losgekauft, so übernimmt eine nebelhafte Person, gemeinhin Allah genannt, die sich aus seiner animistischen Seele hervor-schält, weite, gültige Verantwortung. In Schicksal. Zurzeit ist er mit der Babu des Doktors vermählt. Nun hoßt er, wie immer mit aufgeregtem Oberkörper angespannt auf dem Führersitz. Drei seinesgleichen würden, trotz der Kleinheit des Chevrolet, vorn noch Platz finden, und seine kleinen Hände, nervig, Stahlkammern voll Feingefühl, spielen mit gewagtem Griff am Lenkrad.

Der Wagen segt um den Königsplein herum; rings an den Seiten des ausgedehnten Wiesenquadrats blitzen die Lichterschnüre und erzeugen einen helleren Dunst unter dem schwarzblauen Himmel. Die Hupe gróßt und kläfft. Fünf Minuten schnurrender Raserei vergehen, begleitet vom Glockenlärm der einrädri-gen Ponydroschken, von aufkreischenden Unterhaltungsseken, vom Gelächter und Zungenschnalzen abendlich flanierenden Pöbels. . . Dann schwingt sich der Wagen in die Einfahrt von „Daendels Hotel“.

Der Doktor steigt aus. Im Hintergrund des bestrahlten Ganges, der zum Speisesaal führt, lauert schon ein Boy, der eilig herzurennet und ihm eine Zimmertür zeigt. Auf sein Klopfen wird sie von einem sehr großen Herrn geöffnet, der den Doktor unweit des Bettes zu einem Stuhl bittet. — „Erdrbrink, aus Hamburg“, stellt er sich mit monotoner Stimme vor. „Es ist offenbar, wie ich schon sagte, eine Vergiftung. . .“ Er schiebt die Falten des Müdennehes, dessen lahler, weißer Würfel dem halberleuchteten Raum etwas Totes gibt, auseinander und rafft sie über die Hornhaken: da liegt in braunseidenen Pyjamas das reizvollste Geschöpf, auf das der Doktor je Augen legen durfte. Er hebt den federleichten Arm und tastet daran entlang wie am Hals eine Violine. Der Puls ist schwach und intermittierend. Die Frau, mit geschlossenen Augen, atmet hoch und schnell; zitternd regen sich die mädchenhaften Brüste unter dem nachgiebigen Stoff, unter dem sich der Körper deutlich abzeichnet.

Ihr Alter muß zwischen 25 und 30 liegen. Dieser Leib ist jung; die Erfahrung hat ihn verschont und sich nur mit einer kleinen Falte zwischen den Brauen eingezeichnet, einer leichten Verfinsterung. . . Die Gesichtshaut, mit einem Hauch von Honigfarbe, ist zart geschminkt. Das Antlitz ruht mit trozigem Ausdruck, den Mund an den Winkeln gesenkt, in einer Masse ungebärdigen, braungoldnen Haars. . . Die Rüstern der feingebogenen Nase hauchen leicht und schnell unregelmäßigen Atem über die Oberlippe. Man ist versucht, an einen hübschen Knaben zu denken, einen über-

müdeten Kammerpagen etwa, der in bleiernem Schlaf ertrunken ist. . . Die schmalen Hüften verstärken den Eindruck.

Der Doktor zeigt bei der ersten Untersuchung nichts als Sachlichkeit. Und doch ist dies ein Ansturm von Lieblichem; das schöpferische Europa in bester Laune, das sich hier unter dem Müdennehes eines tropischen Hotels entpuppt. —

„Speisenvergiftung?“ fragt er.

„Möglich“, klingt die Stimme des anderen aus der Ecke des Raumes, monoton, in völliger Hoffnungslosigkeit. „Aber auch möglich, daß es hiermit zusammenhängt. . .“ Er zieht eine leere Glasröhre aus der Tasche und reicht sie dem Doktor. „Ich fand dies unter dem Bett.“ — Hastig nimmt Rehmerdill die Röhre entgegen.

„Veronal!! — Wieviel Tabletten waren noch da?“

„Mir unbekannt“, flüstert Erdrbrink und stößt einen ungeheuren, hohlen Seufzer aus, der einen leisen Dunst nach Alkohol herüberträgt. . . „Es ist nicht das erste mal, daß sie mir einen derartigen Streich spielt. Sie will mich damit nicken.“ Seine Stimme klingt zerborsten. „Logik ist nie ihre Stärke gewesen. . . Schauerlich extrem ist das alles. . .“

„Lieber Herr, wir dürfen jetzt nicht philosophieren. Wir müssen retten.“

„Gut“, sagt Erdrbrink brüst. „Retten Sie.“ Der Doktor starrt ihn kurz an: er erkennt seinen Zustand.

„Setzen Sie sich ins Nebenzimmer; ich werde Maßnahmen treffen.“ Und nachdem er den Djonges nach der Apotheke geschickt, setzt er sich wieder an das Bett und versucht, das heisere Flüstern des weißblonden Nielen, das aus dem Nebenzimmer dringt, zu verstehen. Diese Bemühung gibt er bald auf. Seine Tasse beengt ihn. In Hemdsärmeln steht er aus wie ein Mann, der sich zum Ringkampf rüstet; diesmal gilt es einer ihm vor zehn Minuten noch völlig Unbekannten, die er seit seiner Jugend kennt; ja ein geheimster, ältester, brünstiger Wunsch hat Fleisch und Bein gewonnen und ist im Bereich seiner Hände. . .

Hier liegt nun dieser Page in Pyjamas, im Veronalstupor, und beschert ihm Rätsel über Rätsel. Er faßt wieder nach dem fadenblassen Puls. — „Ein knappes Rennen wird das“, murmelt er und verflucht sich, daß er es versäumt hat, sich gegen die äußerste Eventualität hinreichend zu rüsten. Erdrbrinks Worte am Telefon haben ihn den Ernst nicht ahnen lassen. — „Meine Frau ist nicht wohl. . .!“ — Wie oft hat er in seiner Praxis diesen gleichen Satz gehört! Und fast immer war es Konstitution oder ähnliches; zu wenig Bewegung; zu fettes Essen. . . Ja, die Unbehaglichkeiten dieser Holländerinnen sind ziemlich eindeutig. Er springt nach bestem Gutdünken mit ihnen um; er legt ihnen Pferdeuren auf oder jagt sie für vier Wochen ins Gebirge. . . Doch das Geschöpf hier neben ihm erfordert mehr Verständnis; das ist kein Fall für Aspirin; eine finstere, eine radikale Angelegenheit ist es.

Während er sie anstarrt, dämmert Bergrabenstes, Tiefstes auf und wird plastisch. Ein Kontakt schließt



sich zu einer Leitung, deren Draht ins Unterbewußte mündet. Ein magischer Strom trifft die Nerven seines Daseins. Ist sie nur ein kindliches Weib, ein kostbares Spielzeug mit ihrer Atmosphäre stets bereiter und stets zurückzulegender Körperverheißung? Oder ist sie mehr? Ja, sie muß mehr sein, woher käme denn sonst die kühle Süße einer halbgegriffenen Verwandtschaft und des Heimatlischen, das ihn anweht über Jahre hinweg über voll greller Sonne und Tropennüchternheit?

Kalter Schweiß bricht ihm aus, und sein Herz schlägt dumpfe Warnung. Wieder schließt er die Finger um das feine Handgelenk; fern wie unter Watte, rieselt das Leben.

Er reißt die Augen weit auf. Unter dem Baldachin des Moskitonezes kreist eine eiserne Stille. Großer Gott, warum hört er nichts? Wo bleibt das Bimmeln der Sados draußen, das Rören der Guyen? Ihr Gesicht leuchtet wie eine weiße Tulpe. Zwei, drei Minuten sind nötig für dies Rezept; nun dauert es schon Aonen.

Er schießt ihr Whisky ein, den er in einer halbleeren Flasche auf der Konsole findet. Gottlob, ein paar Schluckbewegungen; der Körper zittert. Es kann sein, daß sie die Krise übersteht. — Endlich kommt der Boy zurück; Rehmerdill füllt die Spritze und drückt die Nadel in die Vene. Erdringt kommt schlürfend aus dem Nebenzimmer und stiert hinüber.

„Ich denke, wir können hoffen“, spricht Rehmerdill dürr. „Sie wird jetzt einen Dauerschlaf halten; die Injektion wirkt gut. Bei Komplikationen rufen Sie mich. . . . Wenn sie aufwacht, Bonillon mit Cognac. Eiswidel, zweistündlich erneuert. . . .“

Er geht, küßt grüßend. Im Auto entnimmt er seiner Tasche ein gelbes Leinwand Tuch, das er aus der Gürteltasche des braunleibenden Pyjamas entnommen — schlechthin gestohlen! — hat; er drückt es an den Mund und schlürft den Duft.

#### Das Mischlingstribunal.

„Kollege van Affeln? — Hier spricht Rehmerdill. Sie staunen wohl über Ihren Zulauf in den letzten Tagen? — Ja; ich schide Ihnen meine Patienten. Ich bin erledigt. Ich denke, es wird noch einige Zeit dauern, bis ich die Fälle wieder übernehmen kann. Liefern Sie mir die Patienten dann wieder aus; womöglich im „Status quo“. . . . Na; Spätschen. Der Raden Kongtalam ist ein tüchtiger Herr; läßt sich schon den dritten Monat um Operation bitten. Mit dem werden Sie energisch. Stellen Sie ihm vor, sein prospektiver Sitz im Volksraad sei vorgewärmt und in Gefahr, zu erkalten. Mit de Bries springen Sie grob um; edler Hiesiger, aber feig; Wassermann postiv. Daß ich Seow Lik Sen loswerde, ist mir erwünscht; behalten Sie den. Aber die alte Quid Bol Ali brauche ich noch. Na, viel Glück, Kollege.“

Rehmerdill hängt den Hörer ein; es ist günstig, daß er den anderen Arzt von seiner Praxis mitprofitieren lassen kann, schlägt dieser sich doch mit sechs Kindern ohne viel Glück durchs Leben. Der Doktor hat um sieben Uhr die Veranda von Patienten säubern lassen.

Am Frühstückstisch, bei Tee, empfindet er ein Übermaß von Sonne im Zimmer und kommt nach einem trägen Gedankenprozeß zum Bewußtsein des leeren Stuhls ihm gegenüber. Schon seit Tagen steht er leer.

Er empfindet weder Trost noch Schmerz. Seine Wehmut stammt aus anderer Quelle: er denkt an ein Hotelzimmer und an ein troziges, kleines Gesicht mit dunklen Wimpern. Und diese gesenkten Mundwinkel fragen ihn, etwas verächtlich: „Was hast du mit deinem Leben gemacht?“ Vor dieser Frage verblaßt alles, woran er sich klammert; sein Haus, mit all dem östlichen Porzellan, den Soembawadecken, dem Bailembangsilber; sein ganzes Leben verblaßt und seine ganze mit Schweiß und Nervenzersall aufgebaute Karriere.

„Eigentlich“, denkt er, „sind achtunddreißig Grad Fieber ein idealer Zustand.“ Er spürt eine schwebende Leichtigkeit; seine Stirn ist heiß wie ein sonnenbestrahlter Ziegel. In diesem irrefolgigen Zustand zieht er ein ge-

wisses Taschentuch aus der Pyjamajade und schnuppert daran; ein Röcheln wird lebendig, das in seiner schwachen Mahnung die schaurig-süße Kraft besessen, die letzten Nächte in Orgien von unflarer Sehnsucht und glimmenden Wandelbildern umzuschaffen!

Er setzt sich in den Korbsessel der glasgedeckten Vorhalle, die den inneren Teil der Veranda bildet. Um ihn dreht sich das sanfte Karussell des Fiebers. Djodot klagt draußen „Wuh wuh“ und rüttelt an den Stäben. Er vernimmt seine Morgenpromenade an der Hand der Hausfrau.

„Bleib nur, wo du bist“, denkt Rehmerdill gefäßig. Er will diese ungewohnte Ruhe ausbeuten, diesen halben Schlummer seiner Hände, und die Ausschweifungen seines schwimmenden Hirns. . . . Von draußen quillt die Sonne herein, die wütende Dezember Sonne der Regenzeit, die vormittags, vor dem Zwei-Uhr-Gewitter, erbarmungslos strahlt. Agaven und Fächerpalmen der Einfahrt stehen reglos. Das näselnde „Quä, Quä“ eines Kuchenhändlers verliert sich im staubigen Schwarzgrün der blanken Ficusblätter, zwischen denen der karminrote Schirm eines Plambogant-Baumes grell und still leuchtet. . . . Fernes Dröhnen, Karrenquietschen, Pongtrappeln: ein Vormittag wie tausend andere. Die Lichtschatts (Eidechsen) an der Verandawand rascheln um die Bilderrahmen und schnalzen ihr „Tja, tja“.

Plötzlich kurrert das Telephon. Er fährt zusammen und nimmt den Hörer. Doch statt der Stimme Edwins trifft ihn ein holländisch gesprochenes Satz. „Otto“, spricht ein unreines, schwankendes Organ, „hier ist Medrouw de Ruyter. Meine Tochter ist bei mir. Um vier Uhr heute nachmittag erwarten wir dich zum Tee.“

Die Schwiegermutter! . . . Zwischen seine zottigen bleichblonden Brauen tritt eine Gräbelsfalte. . . . Na — es muß ja sein.

„Jawohl, Medrouw“, sagt er höflich. „Ich denke ich kann es einrichten.“ (Fortsetzung folgt)

#### Flucht.

Von Carl Lindow.

Edward Leeford, Kassierer der „Midland Credit and Estate Bank“ in London, ließ das Schloß seines gepackten Handkoffers aufschrauben und sah nach der Uhr. Noch eine halbe Stunde bis zur Abfahrt seines Zuges. In zehn Minuten würde er ein Auto nehmen. In weiteren zwanzig Minuten würde ihn dieses zur Victoria-Station bringen, genau zur Abfahrtszeit des Zuges. Er wollte auf der Station keinen Aufenthalt, auch nicht eine einzige, unnötige Minute. Mit der Uhr in der Hand setzte er sich ans Fenster.

War sein Plan gut? War er wirklich so vollkommen und lückenlos, daß nichts, gar nichts passieren konnte? Aber nein, es konnte ja nichts fehlergehen, alles war bis ins Kleinste durchdacht. Die Fälschungen und fingierten Eintragungen an der Bank hatte er so vorsichtig und geschickt bewerkstelligt, daß nur eine durchgreifende Revision sie ans Licht bringen konnte, und die war nicht zu erwarten, ehe sein Verschwinden lautbar wurde. Dann allerdings — aber dann war er ja über alle Berge und irgendwo in Sicherheit. Mit Vorbedacht hatte er sich den Anfang des Monats August für seine Flucht gewählt. Da alljährlich der erste Montag im August ein allgemeiner englischer Volksfeiertag, der sogenannte „August Bankholtdag“ ist, war naturgemäß vor Dienstagmorgen keine Entdeckung zu befürchten. Und heute war Samstag. Die Direktoren der Bank hatten sich, wie immer, schon am Freitag auf ihr „Weekend“ begeben. Größere Summen hatte er im Laufe der letzten Wochen nach dem Kontinent geschickt, dahin, wo er jederzeit sicher und ohne Preisgebung seiner Identität seine Hand drauflegen konnte. Eine nicht zu auffällig große Summe Geldes, die er in bar bei sich trug, würde ihm bis dann genügen. Nein, wirklich, er konnte mit seinem Werk zufrieden sein, es war fehlerlos durchdacht und durchgearbeitet bis ins Letzte. Es konnte nichts passieren. Und wenn doch? Seine Hand tastete in der Tasche nach einem kleinen harten Gegenstand — auch dafür hatte er gesorgt. „Ba banque“, dachte Edward Leeford und griff nach Abernethy und Koffer. Die zehn Minuten waren um.

Gerade im Begriff das Zimmer zu verlassen, ließ ihn



das schrille Glöckchenzeichen des Telefons erschrockt herumfahren. Mit angehaltenem Atem überlegte er. Wer mochte das sein? Sollte er antworten? Rrrr zeterte die Glöcke. Entschlossen nahm er den Hörer ab und meldete sich. Nach kurzem Wortwechsel hängte er wieder an. Ein Bekannter von ihm. Wollte wissen, ob er heute Abend Lust zu einer Partie Poker hätte. Verärgert nahm er aufs neue seine Sachen an sich. Lächerlich, wie ihm der Schreck in die Glieder gefahren war! Wer hätte es denn auch sein können! Eine vorzeitige Entdeckung war ja gänzlich ausgeschlossen. Sollten seine Nerven zum Teufel gehen? Anstian! Die ganzen langen Wochen der Vorbereitung war er doch sachlich kühl und ruhig gewesen, und jetzt, wo er schon so gut wie in Sicherheit war.

Auf die Straße tretend, sah er nach der Uhr. Um Gottes willen! Fünf Minuten waren durch diese verdammte Verzögerung verloren gegangen. Plötzlich, vielleicht unerwartete Minuten. Noch dazu mußte er bis zur nächsten Querstraße laufen, ehe er eine leere Autodroschke erwischte. „Zur Victoria-Station!“ befahl er dem Führer, und fünf Schilling extra, wenn Sie's zur rechten Zeit schaffen.“ Er lehnte sich in die Polster zurück und nahm seinen Hut ab. Ihm war sehr warm geworden. Warum auch diese dumme Verzögerung mit dem Telefon! Hätte er eine Minute früher das Zimmer verlassen, wäre alles gut gewesen. Erregt sah er nach der Uhr. Himmel! Wenn er den Zug verpaßte! Das könnte ihm verderblich werden. Warum hatte er den Bogen auch zu straff gespannt und bis zur letzten Minute gewartet? Er öffnete das Fenster und ermunterte den Chauffeur, schneller zu fahren. Der Mann griff mechanisch nach dem Hebel und schaltete die nächste Geschwindigkeit ein. Leeford wuschte sich mit seinem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. — Ein Motor ratterte hinter ihm. Er drehte sich nach dem rückwärtig angebrachten Fensterchen herum und starrte erschrocken auf das dicht hinter ihm fahrende Gefährt. Teufel noch einmal! Dieses schwarze Auto hatte er doch schon gleich bei Beginn der Fahrt hinter sich gesehen? Was war denn das? Wurde er verfolgt? Langsam stieg die Angst in ihm hoch. Mit bebenden Fingern strich er an der Innenseite seines Leinentrages entlang. Sein Körper tröte von Schweiß. Gerade wollte er sich vorbeugen, um den Fahrer zu erhöhter Geschwindigkeit anzusprechen, da spürte er das Anziehen der Bremse. . . Der Wagen stand. Verwirrt sah Leeford sich um. Der schwarze Wagen hielt dicht hinter ihm. Eine große sechspferdige Maschine, schwarz, drohend, das Coupé geschlossen. Wer mochte drinnen sein? Polizei? Vielleicht jene Spürhunde von Scotland Yard, denen so leicht keiner entkam? Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Da sah er seitlich andere Wagen stehen, eine ganze Anzahl, dicht gedrängt. Gott sei Dank, nur eine Verkehrsstörung! Aber volle zwei Minuten dauerte es, bis der Verkehrshauptmann die Straße freigab. Nur weiter, weiter! Leeford wagte nicht mehr, nach seiner Uhr zu sehen. Er lehnte sich weit aus dem Fenster. „Ein Pfund extra, wenn wir den Zug noch erreichen!“ Fast kreischend hatte er es gerufen, seine Stimme überschlug sich. Aber es hatte genützt. Für ein ganzes Pfund Sterling riskiert ein Londoner Chauffeur schon eine Übertretung der „Speed-Limits“.

Mit wahnsinniger Geschwindigkeit fauchte der Wagen jetzt die Wandsworth Road entlang. Um ohne Fahrverminderung auf die Bauxhall-Bridge zu gelangen, riskierte der Chauffeur eine Kurve, die sein und seines Fahrgastes Leben aufs Spiel setzte. Aber das schwarze Auto war verschwunden. Leeford wollte erleichtert aufatmen, aber die Angst ließ ihn nicht los. Sollte der Wagen einen anderen kürzeren Weg eingeschlagen haben, um ihn am Bahnhof abzufangen? Oder waren sie vielleicht irgendwo dahinten ausgestiegen und telefonierten jetzt zur Station? Er fühlte, wie seine Nerven langsam versagten. Ein merkwürdiges, nie gekanntes Gefühl der Schwäche sah ihn in den Gliedern. Mit zuckenden Fingern zerrte er seine Uhr hervor. Er stierte auf das Ziffernblatt, konnte aber nichts erkennen. Alles schwamm ihm vor den Augen. Mit letzter Willenskraft zwang er seine Sinne zum Gehorsam! Drei Minuten noch, und der Wagen flog nur so dahin. Gott sei Dank, er würde es noch schaffen! Jetzt nur ruhig Blut! Nur jetzt nicht den Kopf verlieren! Er warf einen Blick aus dem Fenster. Bauxhall Bridge Road. Die Gegend war ihm wohlbekannt. Bei diesem Tempo mußten sie in anderthalb Minuten die Station erreichen. Noch einmal sah er nach der Uhr und holte erleichtert Atem. Er würde es schaffen, wenn auch nur eben, eben. Aber so hatte er es ja gewollt, in der allerletzten Minute. . . Entsetzt fuhr Leeford zusammen. Ein wahnsinniges Kreischen der Bremsen riß ihn hoch. Noch ein hartes Schleifen der Räder auf dem Pflaster, und der Wagen stand. . . Stimmen. — zwei blaue Uniformen. — Entgeistert, leichenblau im Gesicht, starrt Leeford auf die beiden Polizisten, die mit dem Fahrer sprechen. So kurz vorm Ziel und nun. . .

Einer der Polizisten tritt näher und faßt nach dem Griff des Wagenschlüssels. „Das Ende!“ flüstert Leeford, „das ist das Ende.“ . . ein kurzer, scharfer Knall ertönt dem die Tür öffnenden Beamten entgegen.

Am selben Tage erschien in den Londoner Abendblättern folgende Notiz:

In der Bauxhall Bridge Road wurde heute vormittag ein auf die Victoria Station zufahrendes Auto wegen übermäßig schnellen Fahrens gestoppt. Beim Ausstieg der Polizisten erschob sich der im Wagen sitzende Fahrgast. Außer einer Summe Geldes und einem holländischen Paß auf den Namen „van der Steen“ lautend, wurde nichts bei dem Toten gefunden. Zweckdienliche Angaben, die zur Identifizierung des Selbstmörders beitragen können, werden nach Zimmer 35 Scotland Yard erbeten.

## Eine aufregende Begegnung.

Von M. Arzobachew.

Es war ein klarer, kalter Herbsttag. Scharf blies der Wind. Meißfarbene Wellen schaukelten auf der Newa. Dumpf, ohne Widerhall, brummt die Sirenen der schwarzen Schlepper, flache, nasse Barken glitten langsam den Fluß hinab, sich durch den kalten Schaum Bahn brechend. In der Ferne glänzte matt die Spitze der dunklen Festung. Paläste, Gärten verloren sich in dem fernen Nebel.

Auf einer Granitbank des leeren Dworslower Rajs sah im abgenützten Rock und mit einer alten Mütze auf dem Kopf ein junger Mann. Rechts von ihm stand in tiefer Finsternis der mächtige Winterpalast und diesem gegenüber das niedere, gelbe Admiralsgebäude. Weiter weg hing die Goldkuppel der Isaaks-Kathedrale wie ein Gespenst in der Luft, und auf dem leeren gepflasterten Platz vor ihr, als wollte ein kleiner Reiter Schatten auf seinem unbeweglichen Marmorpedestal mit drohend erhobener Hand irgend wohnen stürmen. Noch weiter weg war das massive, blaue Gebäude des Senats zu sehen und hinter diesem, in nebliger Ferne, lag träge die riesige, gespensterhafte Stadt.

Der junge Mann schaute zum Palast hinüber, bei dessen Tor Männer in grauen Röcken und Vollmützen auf und ab gingen. Es waren Polizisten, die auf den Zaren warteten. Der junge Mann, der erst vor kurzem aus einem entlegenen Gouvernement angekommen war, wollte gern den Zaren sehen. Er meinte, der Zar müsse jeden Augenblick aus dem Palast heraustreten, und er wendete deshalb nicht den Blick von dem Tor.

Da vernahm er hinter seinem Rücken ein lautes, starkes Pferdegetrappel. Er drehte sich rasch um und nahm folgendes wahr: ein auf ihn zugaloppierendes Vollblutpferd, die ausgestreckten Arme und den Bart des Reitzers, hinter ihm aber — eine Militärkappe, einen grauen Offiziersmantel und ein Gesicht mit rötlichem Bart und lichten, wässrigen Augen, das ganz Rußland kannte.

Der erste Gedanke des jungen Mannes war, aufzuspringen und die Mütze zu ziehen. Er war aber noch sehr jung, seine Seele eigenförmig, der Kopf voller revolutionärer Phrasen. Er stand also nicht auf und zog auch nicht die Mütze. Der schäumende Mund des Vollblutpferdes, die ausgebreiteten Arme des Reitzers, das bekannte Gesicht mit dem rötlichen Bart waren schon ganz nahe bei ihm. Außer ihnen war niemand auf dem Kai und der junge Mann bemerkte, daß sowohl der Reiter wie auch der Zar geradewegs auf ihn schauten. Es schien, als würde sogar auch das Pferd mit seinen achtsfarbenen, blutunterlaufenen Augen furchtsam zu ihm hinüber schielen.

Das Ganze währte nur einige Augenblicke. Die Seele des jungen Mannes war erfüllt mit unerschämter Herausforderung, und der Zar blinnte ihn starr an. Als aber der Wagen in eine Höhe mit dem jungen Mann kam, zuckte es plötzlich über den roten Bart. Ironie blinnte aus den blauen Augen, wie der Zar mit einer leichten, sicheren Bewegung die Hand zum Schild seiner Mütze erhob. Der allmächtige Zar grüßte zuerst den unbekannten jungen Mann.

Bis zu diesem Augenblick fühlte sich der junge Mann als Held, weil er dem „allmächtigen Tyrannen“ den Fehdschuh hingeworfen hatte. Jetzt schämte er sich aber plötzlich und — zog gleichfalls die Mütze.

Das Vollblutpferd jagte weiter, sitzend hüpfen die hinteren Räder über das Pflaster und der Mantel des Reitzers und die Offizierskappe waren nur mehr in der Ferne zu sehen.

Das war meine erste und letzte Begegnung mit Zar Nikolaus II.

(Deutsch von Grete Neufeld.)





## Wann erwacht das moralische Bewußtsein des Kindes?

Eine wichtige Erziehungsfrage.

Kinder sind wie Engel, so gut und rein, sie sind zu nichts Bösem fähig, sagen die einen. Kinder sind große Egoisten und der alte Adam treibt in ihnen schon sein Wesen gleich wie bei Erwachsenen, entgegnet ihnen die anderen.

Wer von den beiden hat recht? Es ist nicht so einfach, dies zu entscheiden. Alle, die mit Kindern zu tun haben, wissen, daß sich manche Argumente sowohl für die eine wie für die andere Auffassung anführen lassen. Das hat wohl schon jeder empfunden, wie rührend es wirkt, in die reinen, klaren Kinderaugen zu schauen, wie man dabei gleichsam einen Hauch einer anderen, besseren Welt zu verspüren meint und nach ihr Sehnsucht bekommt: nach dem Paradiese, aus dem alle Kinder kommen, wie ein altes Märchen lehrt, und das für uns für ewig verloren ist. . . . — Aber auch andere, trübere Erfahrungen können wir machen, wenn wir mit Kindern umgehen: daß sich selbstsüchtige Triebe in ihnen regen, ja sie scheinbar vollkommen beherrschen, denn das Kind betrachtet sich ganz selbstverständlich als Mittelpunkt, verlangt, daß alles sich nach ihm richtet, und kennt keine Rücksicht auf andere, ist überhaupt für moralische Erwägungen offenbar gar nicht zugänglich.

Es ist sehr wichtig für alle, denen die Erziehung kleiner und größerer Kinder obliegt, daß sie sich einmal eingehend mit dieser Frage der kindlichen Moralität beschäftigen, denn nur indem sie das Kind und seine Psyche richtig verstehen, werden sie in der Lage sein, ihnen die richtigen Führer zu sein, immer den rechten Weg zu finden zwischen allzu großer Nachsicht und übermäßiger Strenge. Und wer sich mit dieser Frage auseinandergesetzt hat, der wird zu der Lösung kommen, daß beide oben genannten Auffassungen nicht richtig sind: das kleine Kind ist weder ein Engel noch ein böser „Adam“, sondern ganz einfach amoralisch; das Gefühl für Gut und Böse erwacht erst im Laufe der Jahre bei ihm und Aufgabe der Eltern und Erzieher muß es sein, es wecken zu helfen und richtig zu leiten.

Der dänische Psychologe Wilhelm Rasmussen meint, daß das Kind bis zum vierten Lebensjahr gar keine Regungen von Moral offenbare („Psychologie des Kindes“, deutsch von Albert Rohrberg, im Verlag Felix Meiner, Leipzig). Diese zeigen sich erst zwischen dem vierten und siebenten Lebensjahr ganz allmählich. Ihr erstes Erwachen illustriert Rasmussen an Beispielen, die er der Entwicklung seiner Töchter, Ruth und Sonia, abgelauscht hat. Im fünften Lebensjahr zeigte die kleine Ruth schon öfters Regungen von Autoritätsfurcht, die zunächst freilich nur solange wirkte, als die Person, die in ihr dieses Gefühl auslöste, anwesend war. Aus fortlaufenden Beobachtungen ergibt sich aber deutlich, wie sich dieses Gefühl allmählich immer mehr ausprägt und konstanter wird. Im 6. Lebensjahr konnten dann ausgesprochene Regungen von moralischem Schamgefühl und von Reue über eine begangene Missetat festgestellt werden. Was Rasmussen in seinem Buch über Ruth und Sonia berichtet, kann ebenso oder ähnlich jede Mutter auch an ihren eigenen Kindern beobachten, sofern sie nur den rechten Blick dafür hat.

Sie wird es bestätigen finden, wie es zunächst noch bei moralischen Einzelregungen bleibt, ohne daß man sich auf sie zu jeder Zeit und bei jeder Situation verlassen könnte. Vor allem ist damit noch keineswegs das Gefühl für Pflicht und Pflichterfüllung gegeben. Peter Petersen („Die neuropsychische Erziehungsbewegung“, Hermann Böhlau Nachf., Weimar), meint gewiß mit Recht, daß selbst noch dem jüngeren Schulkinde gegenüber die oft gehörte Bemerkung: „Na, deine Pflicht könntest du wenigstens tun, das ist doch das wenigste, was ich von dir verlangen kann“ verfehlt ist, weil die Kinder eben mit dem Begriff Pflicht noch nichts anzufangen wissen. Es ist noch durchaus etwas Fremdes, was damit ihnen entgegengebracht wird, etwas, das ihnen unheimlich ist und Schrecken einjagt, ohne daß eine innere Forderung dem entgegenläme, was von außen von ihnen verlangt wird.

Was ist nun die praktische Schlussfolgerung, die sich für Eltern aus diesen kinderspsychologischen Beobachtungen ergibt? Vor allem, daß sie nicht zu viel verlangen sollen von Kindern, die es wirklich noch nicht besser wissen und kein Gefühl haben für das moralisch Tadelns- oder Lobenswerte ihres

Tun und Lassens. Man sollte darum keine große Staatsaktion daraus machen, wenn das Kind seine egoistischen Triebe offenbart, wenn es sich rücksichtslos benimmt und keine Dankbarkeit zeigt. Es wäre auch falsch, daraus trübe Schlussfolgerungen auf den Charakter des Kindes ziehen zu wollen. Wohl aber besteht daneben die Aufgabe für die Eltern, für das Erwachen der moralischen Gefühle Sorge zu tragen und ihre Weiterentwicklung und Befestigung liebevoll zu pflegen. Mit den meist so bestebten Moralspredigten ist freilich dem kleineren Kinde gegenüber nichts zu erreichen, das ergibt sich auch aus dem Vorhergesagten. Das Vorbild allein kann es tun und die Gewöhnung. Was das Kind an seinen Eltern beobachtet, das wird es sich merken, und das wird es auch in sein erstes „moralisches Gesetzbuch“ aufnehmen. Ferner muß man schon das Kind daran gewöhnen, seine Handlungen und seine Unterlassungen dem Sittenspiegel, der uns Erwachsene leitet, anzupassen, auch wenn es sich zunächst nur autoritativ dem, was wir von ihm verlangen, beugen muß. Später, wenn das Kind heranwächst, muß es dann unsere Aufgabe sein, den tieferen Sinn des „Sittengesetzes“ in uns ihm zum Verständnis zu bringen.

Ludwig Bornat.

## Der Frauenüberschuß in Deutschland.

In der Zeitschrift „Die neue Generation“ gibt Dr. Bärting eine dankenswerte aber traurige Übersicht über die heutigen statistischen Verhältnisse der Geschlechter zueinander. Der Autor schließt richtig aus seinen Zahlen, daß die Zustände nach Abhilfe schreien — aber einen Weg hierzu weiß auch er nicht anzugeben, und es ist höchst zweifelhaft, ob er in den nächsten Jahren gefunden werden wird. Denn die Zahlen sprechen eine allzustrenge und ganz unwiderlegbare Sprache.

Schon vor dem Kriege bestand in Europa ein Frauenüberschuß. Er war aber nicht sonderlich stark. Nach der Volkszählung von 1910 kamen in Deutschland auf 1000 Männer 1029 Frauen. Aber auch diese Zahl bedeutete bei näherem Hinsehen noch einen recht günstigen Stand, weil der weibliche Überschuß hauptsächlich im Alter über 45 Jahren zusammengeballt war. Mit steigendem Alter stieg auch der Frauenüberschuß, während er sich in den wichtigsten Altersstufen von 20 bis 45 kaum bemerkbar machte und in den Jahren von 20 bis 25 sogar der männliche Einschlag überwog.

Nach dem Kriege hat sich dieses verhältnismäßig günstige Zahlenbild sehr zu seinem Nachteil verändert. Die Volkszählung in Deutschland vom 16. Juni 1925 ergab eine Einwohnerzahl von 62 470 000, darunter 30 120 000 Männer und 32 350 000 Frauen. Während also der Überschuß vor dem Kriege 3 Prozent betrug, beträgt er jetzt fast 7½ Prozent — eine Zunahme, die wohl in der Weltgeschichte einzig dasteht.

Das Traurigste hierbei ist, daß der Überschuß an Frauen nicht mehr die Altersgrenze über 45 trifft, sondern im Gegenteil gerade auf das für die Geschlechtsreife wichtigste Alter zwischen 20 und 45 entfällt. Es gibt in Deutschland im ganzen 23 490 000 Menschen zwischen 20 und 45. Davon sind 10 875 000 Männer und 12 615 000 Frauen, so daß also auf 1000 Männer in dieser Altersklasse 1160 Frauen kommen. Von diesen 10 875 000 Männern bleiben aber 4 750 000 unverheiratet, das sind nahezu 44 Prozent.

Am ungünstigsten stellt sich diese zahlenmäßige Spannung in dem ökonomisch vielleicht wichtigsten Alter zwischen 30 und 35 Jahren. Hier befinden sich unter 4 300 000 Personen 2 451 000 Frauen und 1 849 000 Männer, so daß in dieser Altersklasse auf 1000 Männer 1325 Frauen fallen, also 32½ Prozent Überschuß. Besonders tragisch ist es, daß sich außerdem unter diesen Männern, die ihrem Alter nach zu Ehe und Fortpflanzung besonders qualifiziert sind, vom Kriege her eine starke Anzahl für diese Zwecke untaugliche oder minderwertige Individuen befinden.

Von den 12 615 000 Frauen im Alter zwischen 20 und 45 sind rund 5,3 Millionen ehelos, also von 1000, 420. Rechnet man die lebigen, verwitweten und geschiedenen Frauen über 45 dazu, so ergibt sich, daß es in Deutschland an ehelosen Frauen über 20 Jahren insgesamt 8 665 000 gibt. Dies bedeutet über ein Viertel aller Erwachsenen weiblichen Wesen in Deutschland.

Man steht diesen Zahlen ratlos und fast verzweifelt gegenüber und kann nur hoffen, daß die Besserung der wirtschaftlichen Lage auch hier allmählich eine Änderung zum Guten eintreten läßt.